

# Vorwort

---

Bis 2011 war ich Pächter einer Gaststätte im Uni-Viertel in Tübingen. Eines Abends im Jahr 2010 besuchte mich mein Sohn Philip, damals 20 Jahre alt, als meine Tagschicht gerade zu Ende war und ich die Übergabe mit der Abendschicht besprach. Philip vertrieb sich die Wartezeit, indem er zwei Euro in den Spielautomaten warf, der gegenüber der Theke an der Wand hing. Das wäre an sich nichts Ungewöhnliches, aber als ich das sah, lief es mir eiskalt den Rücken runter. Ich hätte am liebsten geschrien, aber ich versuchte, ruhig zu bleiben, und sagte zu ihm: »Philip, Du bist 20 Jahre alt, und ich weiß, dass ich Dir nichts mehr verbieten kann. Aber ich möchte Dich inständig bitten, kein Geld in diese Automaten zu werfen!« Der ungewohnt ernste Ton machte ihn stutzig, das kam bei mir selten vor, und er fragte: »Warum?«

»Ich werde es Dir erklären, aber nicht hier und jetzt, dazu brauchen wir Zeit.« »Ok, da bin ich aber gespannt!«

Ich habe mich dann ein paar Tage später mit Philip getroffen und ihm ausführlich von meiner Automaten-

spielsucht erzählt. Er war völlig baff, genau wie alle anderen, bei denen ich mich dann später geoutet habe.

»Papa, Du solltest das aufschreiben!«, sagte er danach, und genau das habe ich getan.

Und dafür danke ich meinem Sohn von ganzem Herzen!

Dies ist keine Anklage an Automatenaufsteller, Spielhallenbetreiber oder den Gesetzgeber. Ich erhebe auch keinerlei Vorwürfe gegen meine Eltern oder sonst irgendjemand. Es ist kein Vollbad in Selbstmitleid, auch keine vollständige Lebensgeschichte, es sind einfach Episoden, die meine Spielsucht von den Anfängen in den Siebzigern bis zum Ende im Jahr 2010 beschreiben. Und es hat bei der Bekämpfung meines Suchtproblems geholfen, mir diese Dinge nochmal ins Bewusstsein zu holen und aufzuschreiben. Manches habe ich etwas ausladender erzählt, damit es nicht so trist und vielleicht besser zu verstehen ist. Dennoch ist nichts übertrieben oder unwahr, alle Personen und Erlebnisse sind wahrheitsgemäß erzählt und beschrieben.

Wenn diese Geschichte den ein oder anderen selbst Betroffenen zum Nachdenken bringt, oder sogar so weit, dass er (oder sie) sich helfen lässt, wäre das für mich der größte Erfolg.

# Der Anfang

---

Ich bin in einem Wohn- und Geschäftshaus in der Altstadt von Tübingen aufgewachsen, ohne Balkon, Terrasse oder Garten. Dafür hat das Haus mit seiner Vorderseite Anteil an der Neckarfront, einem beliebten Postkartenmotiv. Es ist über 500 Jahre alt und steht unter Denkmalschutz. Im Erdgeschoss dieses Hauses zur Neckargasse hin hatte mein Großvater einen Einzelhandel mit »Bürsten und Celluloidwaren« geführt. Meine Mutter hat in den 60er Jahren das Angebot in Richtung Kosmetik und Parfümerie erweitert. Von diesem Laden lebten meine Großeltern mehr schlecht als recht. Auch der Geschäftsübergang vom Großvater auf meine Eltern war wohl nicht ganz koscher. Sie arbeiteten jahrelang für einen Hungerlohn. Wir wohnten jedoch dafür günstig direkt über dem Laden auf weit über 100 Quadratmetern, mitten in der Altstadt.

Das Geschäft hat meinen Vater nie übermäßig interessiert, aber es war für ihn das Größte, wenn er am Samstag spätestens eine Stunde nach Geschäftsschluss – das war damals um 13 Uhr – mit der Familie im Auto mit Ziel Stammheim sitzen konnte.

Stammheim ist ein nettes Dorf im Schwarzwald. Nicht das Stammheim bei Stuttgart, das durch Baader, Meinhof & Co fragwürdige Berühmtheit erlangt hat, sondern ein unspektakuläres Nest in der Nähe von Calw mit einem kleinen Freibad und einem netten Campingplatz, wo ich in den 60er-Jahren mit meinen Eltern jedes Wochenende im Sommer, wenn es nicht gerade »Katzen hagelte«, in einem Wohnwagen mit Vorzelt verbracht habe.

Der Drang zum Wohnwagen war jedoch ziemlich allein meinem Vater und mir vorbehalten. Meine Mutter hätte immer etwas zu Hause zu tun gehabt und es war ihr auch ziemlich egal, ob mein Vater sein Bier zu Hause auf der Couch oder im Campingsessel vor dem Wohnwagen trank. Nicht dass er jeden Tag betrunken gewesen wäre, aber größere Aktivitäten meines Vaters an diesen Wochenenden kann ich mich nicht erinnern. Auch für meine Schwester war Stammheim nur langweilig, sie hatte damals schon ihr Interesse für das männliche Geschlecht entdeckt und da war die Auswahl in der Universitätsstadt Tübingen doch deutlich größer als in einem verschlafenen Dörflein im Schwarzwald. Mir dagegen hat es dort gefallen, ich konnte durch die Gegend streifen, was ich auch – im Allgemeinen unbehelligt vom Rest der Familie – ausgiebig tat.

Bei der Anmeldung des Campingplatzes war eine kleine Wirtschaft, die vom Platzwart betrieben wurde. Hin

und wieder nahm mich mein Vater dorthin mit, wenn das Wetter meine Aktivitäten im Freien zu sehr beeinträchtigte und es im Wohnwagen zu eng und zu langweilig wurde. Es war ein kleiner Raum mit der damals üblichen Kneipeneinrichtung aus dunklem Holz und einer nach hinten versetzten Theke. Und rechts neben dieser Theke hing ein Holzkasten mit bunten Lämpchen und Walzen mit verschiedenen Zahlen, Rittern und Wappen darauf, und oben auf der künstlerisch gestalteten Frontscheibe stand »Trianon«. Hin und wieder ging einer der Gäste zu dem schönen Gerät hin und warf Geld hinein. Darauf begannen die Walzen sich zu drehen und blieben nach kurzer Zeit in anderer Position wieder stehen, erst die linke, dann die rechte und zuletzt die mittlere. Und manchmal fielen, wenn alle Walzen stehengeblieben waren, Geldstücke in eine Ablage unterhalb des Kastens! Ich hatte mit meinen damals sieben Jahren schnell begriffen, dass nur Geld herausfiel, wenn auf allen drei Walzen dieselben Zahlen erschienen, und das war nicht bei jedem Spiel der Fall. Und wenn drei Wappen kamen, gab es zehn Sonderspiele. Und dann brachte jedes zweite Feld auf der mittleren Walze zwei Mark! Das kam nicht oft vor, aber wenn, dann hat's laut geklimpert. Toll!

Ich war fasziniert von diesem Apparat, und manchmal gab mein Vater mir 50 Pfennig oder eine Mark, damit er eine Weile seine Ruhe hatte. Und ich kletterte auf einen Stuhl, damit ich den Einwurfschlitz erreichte,

warf die Münze hinein und jetzt spielte der bunte Kasten für mich allein! Ich fühlte mich großartig. Klasse!

Hätte mein Vater damals gewusst, dass mich diese drei rotierenden Walzen über 40 Jahre hinweg beherrschen und in den finanziellen Ruin treiben sollten, hätte er mir sicher kein Geld gegeben.

Wohlbemerkt: Ich gebe meinem Vater keinerlei Schuld an meiner Sucht, aber den ersten Kontakt mit einem Geldspielautomaten hatte ich im zarten Alter von sieben Jahren unter väterlicher Aufsicht! Auch der Wirt hatte nichts dagegen, was heute – Gott sei Dank! – vollkommen undenkbar ist.

Mein Vater hatte bis zu seinem Tod 2002 keine Ahnung von meiner Spielsucht. Auch meine Mutter, die 2018 mit 86 Jahren friedlich einschlafen durfte, wusste bis zu meinem finanziellen und persönlichen Zusammenbruch im Sommer 2010 nicht, warum ich es nie »zu etwas gebracht« habe. Und bis ich zum ersten Mal über das tatsächliche Ausmaß meiner Sucht überhaupt mit jemandem reden würde, sollte ich fast 50 Jahre alt werden.

# Helgoland

---

Als ich zehn Jahre alt war, fuhren meine Eltern mit mir auf einer Fähre nach Helgoland. Es war die Krönung eines Besuchs bei den Eltern meiner Mutter in Salzgitter bei Braunschweig. Wenn sie auch mein Opa und meine Oma waren, konnte ich mit ihnen nie allzu viel anfangen, dafür sah ich sie zu selten. Und wenn wir sie besuchten und nach sechs Stunden Autofahrt eine ältere kleine Frau mit ausgestreckten Armen auf mich zustürmte mit den Worten »Beandle, komm doch mal die Oma drücken!«, hielt sich meine Begeisterung doch sehr in Grenzen. Auch wenn sie das wirklich aus tiefstem Herzen so gemeint hat, war es für mich fast unangenehm, nicht nur persönlich, sondern auch auf sprachlicher Ebene. Ich war und bin Schwabe und mag bis heute das angeblich perfekte Hochdeutsch der Braunschweiger Gegend nicht. Was ist denn an dem Satz: »In Salzgitta kriste fast alles« perfektes Deutsch?

Mit meinem Opa kam ich weit besser zurecht, er führte einen Kiosk, in dem es »vom U-Boot bis zum Kragenknopf« praktisch alles gab. Er verwöhnte mich mit allerlei Dingen, ohne dass »Omi« oder gar meine Mut-

ter das mitbekamen. Und er redete nicht viel, was ihn von seiner Frau grundlegend unterschied.

Meine Eltern fuhren also mit mir an einem schönen Sommertag in aller Herrgottsfrühe von Salzgitter nach Bremerhaven, und alsbald legte die Fähre mit Kurs auf Helgoland ab. Es war meine erste Fahrt mit einem großen Schiff überhaupt, und ich war sehr gespannt, was da auf mich zukommen würde. Die anfängliche Freude war allerdings recht schnell dahin, und zwar aus zwei Gründen: Erstens befand ich, dass Wasser überall ziemlich gleich aussieht und somit bald langweilig wird. Zweitens wurde mir zusehends übel, und das verbesserte sich auch nicht, nachdem ich mein Frühstück »noch einmal durch den Kopf gehen lassen musste«. Die Übelkeit blieb! Ich suchte nach Ablenkung und fand sie schließlich in einem großen Aufenthaltsraum auf dem Zwischendeck: Spielautomaten! Fasziniert schaute ich den Apparaten zu, den Blick für andere Spieler und deren Verhalten hatte ich damals natürlich noch nicht. Aber die Konzentration auf die rotierenden Walzen verbesserte mein Wohlbefinden deutlich. Von meinem Opa hatte ich heimlich »Zwei Mark für Helgoland« zugesteckt bekommen, und als alle Geräte stillstanden, weil niemand mehr spielte, steckte ich selbst eine Mark in einen der tollen Apparate, und bald darauf auch die zweite. Der erste eigene Einsatz, ich fühlte mich großartig! Auch wenn der Münzzähler schnell wieder 0,00 DM

anzeigte. Die anwesenden Erwachsenen störten sich nicht daran, dass ein zehnjähriges Kind einen Geldspielautomaten bediente, und meine Eltern bemerkten es nicht, sie standen draußen an der Reling und beobachteten die Wellen.

Mit heutigen Augen betrachtet sind das zwei zentrale Puzzlestücke meiner Spielsucht:

1. Spielen ist mein Geheimnis, ich darf und will es mit niemandem teilen.
2. Was ich an Geld in der Tasche habe, kann ich getrost verspielen, es geht niemanden etwas an.